

## Bergfahrten — im Glauben meditiert

„Wir müssen den Menschen dort abholen, wo er ist, nicht wo wir ihn gerne hätten.“ Ein schlichter, pastoraler Grundsatz, der mir aus der Studienzeit hängen geblieben ist. Gleichzeitig habe ich mich immer öfter fragen müssen: ja *wo* ist denn der „Mensch von heute“ eigentlich? Sicher, die meiste Zeit verbringt er an seinem Arbeitsplatz. Aber „ist“ er wirklich dort? Wenn etwa 70 Prozent der westdeutschen Arbeitnehmer mit ihrer Arbeit nicht zufrieden, nicht glücklich sind, dann wird die Arbeitszeit eher passiv erduldet als mit aktiver Lebensgestaltung vereinbar erfahren; dann stimmt, was ein Arbeiter mir einmal beiläufig sagte: „Ich fange erst um 17.00 Uhr zu leben an.“

Das Lebensgefühl des Menschen unserer Breitengrade verlagert sich immer mehr auf die – ohnedies ständig wachsende – Freizeit. Hier „ist er Mensch“, hier zeigt er Ansätze von Selbstverwirklichung, freier Entfaltung. Hier erlebt er die so lebensnotwendige Freude, ja Faszination. Daß er hierbei noch einmal um echtes Leben betrogen wird, indem er mit Surrogaten, mit Ersatz, abgespeist wird, macht seine Tragik aus. Die Freizeit des Menschen unserer Tage ist weithin – in beiden Bedeutungen des Wortes – *Leerraum*.

Hier liegt ein weites Feld für den Christen: den modernen Menschen in diesem Leerraum nicht alleine zu lassen, ihn dort abzuholen und – im günstigsten Fall – diesen Leerraum zu erfüllen mit sinnvoller Aktivität, die den Menschen mehr zu sich selbst kommen läßt.

Leider haftet nun einer Freizeitpastoral immer noch etwas Hobbyhaftes an, ein Campingseelsorger z. B. wird oft einem wissenden Lächeln begegnen: der ist schlau, der weiß, wie man sich den Urlaub verlängert . . .

Sicher, auf katholischer Seite hat es in den letzten Jahren eine Reihe von Tagungen und Akademien über das Problemkind „Freizeit“ gegeben. Alle haben die Bedeutung dieser speziellen Pastoral für die Zukunft herausgestellt, ihre Notwendigkeit unterstrichen, ja sogar biblische und soziologische Grundlagen für sie erarbeitet. Nur, wie schaut es mit der Umsetzung aus? Außer einigen mutigen Vorstößen: vielfach blieb es bis auf den heutigen Tag Theorie.

Deshalb scheint es an der Zeit, einmal konkret darzustellen, wie Glaube und Freizeit ineinandergehen können, teils als Anregung zu eigenem Nachempfinden, teils als Modell, Menschen Erlebnisse ihrer Freizeit deuten zu helfen.

---

\* *Wegzeichen – Bergsteigen und christliche Existenz*. Mit 39 Farbbildern des Autors, Verlagsanstalt Athesia, Bozen, 1980. 128 S. DM 29,-. Man könnte das Buch eine praktische Theologie des Bergsteigens nennen, wenn nicht die sogenannte Genetiv-Theologie sich totgelaufen hätte. So aber ist dem Leser und Betrachter zu empfehlen, daß er sich einfach in das Buch hineinvertieft; diese oder jene Seite liest, dieses oder jenes Bild anschaut; und er wird schon in die eigene Vorstellung und Meinung hineingeführt. Das Buch ist nämlich nicht nur gut bebildert und gut geschrieben; es zeugt auch von der Auseinandersetzung des Autors mit christlicher und alpiner Literatur. Ein Buch also nicht nur für Bergsteiger.

(Schriftleitung)

Wandern und Bergsteigen eignet sich als Modellfall besonders gut, dem Menschen von heute tiefere Dimensionen seines Lebens zu erschließen. Warum das so ist, habe ich mehr theoretisch in meinem Buch\* versucht zu erklären. Hier möchte ich einmal den Sprung in die Praxis wagen und ganz einfach ein paar Seiten aus meinem Bergfahrtenbuch aufschlagen.

27. 7. 70 Aiguille de Bionassay, 4052 m, Nordwestwand, Mont-Blanc,  
mit J. S.

Der kleine Wecker unterm Kopfkissen hat ausgesummt. Ich lausche in den großen Schlafraum der Hütte: ein Biwaksack raschelt, ansonsten nur tiefe Atemzüge, hinten im Eck ein leises Schnarchen. Ich wecke meinen Freund. Alles muß leise gehen, sind wir beiden doch die einzigen Aspiranten auf die 1200 m hohe Eiswand der Aiguille de Bionassay; und es ist erst 1 Uhr. Was folgt, sind schlimme Minuten, es gilt, die warmen Decken, den herrlichen Schlaf, das unbeschwertere Tagesprogramm der anderen gegen ein hastiges, in nächtlichem Frösteln hinuntergewürgtes Frühstück, eine pechschwarze Nacht, gefrorene Schuhe und verunsichernde Nebelschwaden einzutauschen. Sollen wir oder sollen wir nicht? Die blasse Ahnung eines großen Erlebnisses hat kaum die Kraft, die vom Hüttenanstieg noch müden Knochen in Bewegung zu setzen. Wie viele große Bergfahrten sind in solchen Momenten bereits entschieden worden?

Fünf Stunden später: Die Sonne streift unseren Frühstücksplatz hoch in der Wand. Wir träumen hinunter zu unserer kleinen Hütte, die noch im tiefen Schatten liegt.

Es ist merkwürdig! Welche Überwindung kostet doch jedesmal so ein früher Aufbruch in den kältesten Stunden der Nacht! Als ob man nicht schon genug erfahren hätte, daß sich dieser Einsatz hundertfältig bezahlt macht. Oft schon hat eine Stunde, die man sich früher von den Decken trennen konnte, über Gelingen von Tag und Tour entschieden.

Ob das unsere Theologen mit der gebrochenen Natur des Menschen gemeint haben? Wir kleben an dem, was wir im Moment kennen und besitzen, verzichten dabei nur zu gerne auf manches, von dem wir genau wissen, daß es das Bessere wäre.

Paulus scheint ähnliches immer wieder erfahren zu haben, denn in Röm 7, 21 ff bringt er die wohl unmißverständlichste Formulierung dieses Zwiespaltes, in der sich auch der Christ immer wieder vorfindet.

Könnte man so nicht auch leichter die „Werke des Glaubens“ verstehen, der blassen Ahnung vom Besseren Macht über das eigene Handeln einräumen? Wir werden von einem Ziel angelockt, ohne diese Tatsache setzt sich kein Mensch in Richtung Gott in Bewegung. Doch diese „Verlockung“ ist, gemessen an unserer Trägheit, Unentschlossenheit, verglichen mit unserer „Adhäsion“, alles andere als überwältigend. Am Anfang eher schwindsüchtig, kraftlos, mit einem Wort: eine blasse Ahnung. Geben wir ihr die Möglichkeit, bestimmend in unserem Leben zu werden, führt sie uns tatsächlich auf neue Wege, Wege, die es wert sind, gegangen zu werden.

– Eine Stunde haben wir jetzt gerastet, jeder hing seinen Gedanken nach. Noch trennen uns etliche Scillängen vom gleißenden Gipfelgrat. Aber wir wissen, erleben schon jetzt: die Wirklichkeit, in der wir steigen, ist noch um vieles schöner als die „blasse Ahnung“ der Nacht . . .

30.–31. 8. 71 Zermatt – Hörnligrat – Zermatt, allein.

Eigentlich hatten wir vorgehabt, uns in Zermatt zu treffen. Eine leidige Paßgeschichte: und schon stehe ich allein, abends vor der Hörnlihütte, ausgerüstet, um das Matterhorn nicht gerade auf dem Karawanenweg zu besteigen. Einzelne Partien kommen noch zurück, Bergführer ziehen ihre halbtoten Gäste wie Schlachtkälber hinter sich her, schimpfen über die miserablen Verhältnisse nach dem neuerlichen Schneefall, lehnen für den nächsten Tag Dreierpartien ab. Das machen sie nicht ohne Grund, denk ich mir, denn der Normalweg auf das Matterhorn ist gleichermaßen harmlos wie gefährlich. Hält, wie jetzt, weder Frost noch Firn den losen Gesteinshaufen zusammen, liegt trügerischer Neuschnee auf den unsicheren, geröllbedeckten Anstiegsspuren, ist ein Weg zum Gipfel nur für eine gründlich sichernde Zweierseilschaft halbwegs risikofrei.

Aber die Verlockung ist groß. Wann kommst du wieder einmal hierher? Das wäre zum Eingehen für die folgenden Westalpentouren gerade das Richtige! Du hast trainiert, eine solide Ausrüstung, die Partien sind morgen klein und pur wenige, was hindert dich also daran . . . ?

Die Versuchung war perfekt. Alles stand im rosigen Licht und die alpine Vernunft hatte das Nachsehen. Wie ein saftiges Stück Fleisch vor der Schnauze eines Schäferhundes, der nun plötzlich seine ganze Intelligenz und gute Dressur vergißt, so stand der Berg vor mir.

Drei Uhr Aufbruch. Als es zwischen jagenden Wolkenfetzen hell wurde, lag ein gutes Stück des Hörnligrates bereits unter mir. Die Verhältnisse waren nicht nur schlimm, sie waren kriminell. Weder mit noch ohne Steigeisen ließ sich sicher gehen. Endlich machte ein kleiner Ausrutscher der scheinbar übermächtigen Versuchung ein rasches, längst überfälliges Ende. Beim Abstieg sehr zwiespältige Gefühle, einerseits Enttäuschung, auf gut deutsch: Frustration –, auf der anderen Seite ein neues Gefühl von Befreiung, das sicher weit stärker gewesen wäre, hätte ich dieser alpinen Versuchung von Anfang an widerstanden. Aber ich spürte genau: ein Schuß mehr Ehrgeiz und es hätte einen Weiterweg gegeben: einen Gang in unverantwortbarer Dummheit. Später habe ich oft über dieses „Umkehrerlebnis“ nachdenken müssen. Sicher, es war mit Abstand das Härteste in all den Jahren, vielleicht aber gerade deswegen auch das Wertvollste.

Versuchungen wird, ja muß es wohl im menschlichen Leben geben. Wie anders könnte der Mensch erfahren, daß er Persönlichkeit ist, Mensch mit Eigenständigkeit, in Freiheit zu entscheiden. Die Frage ist, wie er mit den verschiedenen Versuchungen – man könnte es auch Erprobungen nennen – umgeht.

Eines ist mir damals am Matterhorn klar geworden: wehre den Anfängen. Wenn du dich zu nahe an etwas heranwagst, wovor dich die innere Vernunft warnt, mußt du dich nicht wundern, wenn eine solche Versuchung Macht über dich

gewinnt. „Führe uns nicht in Versuchung“, wie oft habe ich diesen Satz schon gebetet, wie wenig davon begriffen. Heißt das nicht, darum bitten, daß Gott den stillen beharrlichen Warnungen in uns jenes affektive Gewicht verleihen möge, das uns aus dem Bannkreis der Versuchung herauszuhalten vermag?

4. 4. 74 Hochferner, 3463 m, Nordwand, Zillertaler, mit M. H.

Nur selten verirrt sich in früheren Jahren Bergsteiger in diesen wilden Winkel der Zillertaler Alpen. Heute steht unter den beiden schwierigsten und längsten Eiswänden der Ostalpen eine Biwakschachtel. Nun, von ihr wußten wir damals noch nichts. Außerdem hatten wir nur eine Nacht und einen Tag zur Verfügung, um von Innsbruck aus diesen Berg zu besuchen. Die knapp tausend Meter hohe Nordwand hatten wir ausführlich anhand von Fotografien studiert, der Weg bis zum Wandfuß würde sich schon ergeben . . .

Bis der letzte Ziehweg aufhörte, solange trug uns die gute, alte NSU; doch dann standen wir unversehens alleine auf einer Waldlichtung, allein mit unseren Rucksäcken und nur einer groben Vorstellung, in welcher Richtung unser Traumberg liegen könnte. Mitternacht war gerade vorbei, es war zwar fast Vollmond, aber einige Wolkenbänke hatten ihn ganz schön eingewickelt, so daß es in diesem engen Hochtal oft noch finsterner wurde, als es nachts finster zu sein pflegt. Anfang April in dieser Höhe, das bedeutete für uns, den großen Wiesenhängen auszuweichen, die noch tief mit Schnee bedeckt waren. Wohl oder übel, wir mußten uns einen Weg durch den Wald suchen. Um die Augen vom Licht unabhängig zu halten und außerdem, um Batterien zu sparen: ohne Taschenlampe. Die sperrigen Rucksäcke taten das Ihre, um uns am Vorwärtskommen zu hindern, kurzum, was sich damals in dieser Nacht in den Wäldern des Pfitschertalschlusses abspielte, war ein Drama in einem Akt. Dreimal waren wir soweit: „es hat keinen Zweck mehr, dreh'n wir um . . .!“ Dann probierten wir noch ein Stück weiter, und noch ein Stück und . . . nach acht Stunden standen wir schließlich am Fuß der Wand. Zu spät für einen 6 – 10-Stunden-Durchstieg! Zu spät? Wieder war es die Taktik des kleinen Schrittes, die uns einsteigen ließ: „Schaun wir uns doch wenigstens einmal zwei, drei Seillängen die Verhältnisse in der Wand an!“ Dieser Gehversuch fand erst am Gipfel sein Ende. Als im weitentfernten Tal die Mittagsglocken läuteten, feierten wir ein Geschenk, das keiner von uns beiden auch nur im Traum noch erwartet hätte. „Diese Wand, dieser Gipfel, und das nach dieser Nacht!“

Wir haben dann über diese eigenartige Tour noch oft gesprochen: Woran lag es, daß sie uns doch noch gelungen ist? Sicher nicht an unserem großartigen Plan. Viel eher an dem manchmal sehr müden und kleinlauten: „Versuchen wir es halt noch einmal, nur noch bis zu der Höhe, nur noch bis zur Waldgrenze, nur noch . . .!“

Nur noch . . . hier durften wir begreifen, daß selbst große Ziele dann erreichbar werden, wenn man den Weg zu ihnen in kleine, verkraftbare Etappen aufteilt.

So einleuchtend dies erscheinen mag, im geistlichen Leben erfahren wir immer ein ungutes Mißtrauen gegen alles Fragmentarische. Wenn bei einem großen

Jugendgottesdienst den Jugendlichen vorgehalten wird, sie pickten sich nur die Rosinen aus dem biblischen Kuchen, sie hätten aber das ganze Credo zu beten, das ganze Credo zu leben, dann wird damit eine Wand in weiter Entfernung als Ziel hingestellt, die Entmutigung ist entsprechend. Oft hat doch – dem Zeugnis der Schrift entsprechend – schon das bloße Vertrauen (manchmal fast magisch) auf die Heilkraft Jesu bei Gott Anerkennung gefunden, lange bevor dieser Mensch einen klaren „dogmatischen“ Gedanken fassen konnte.. Ist es nicht eher so, daß sich das Mosaik unseres Glaubens aus einzelnen, bunten Erfahrungen zusammensetzt, die, einzeln genommen, wirklich fragmentarisch sind, als Einheit aber ein strahlendes Bild abgeben?

An diesem Tag haben wir das Stück, die kleine Wegstrecke, das ermunternde Zwischenziel wieder neu schätzen gelernt.

17. 9. 78 Kleine Zinne, Gelbe Kante, Sextener Dolomiten, mit G. F.

Klettereien im sechsten Schwierigkeitsgrad sind oft harmloser, als sie auf den unbeteiligten Zuschauer wirken. In vielen Kletterführern stecken die Haken im senkrechten oder überhängenden Fels meist so zahlreich, daß man gut gesichert in größter Ausgesetztheit klettern kann. So hatten wir auch allen Grund, uns unbeschwert auf eine klassische Dolomitenkletterei, die Gelbe Kante, zu freuen, von der wir wußten, daß sie viel begangen wird und daher mit dem Nötigsten versorgt sein würde. Doch schon in den recht schwierigen Einstiegsrissen machte uns eine englische Seilschaft über uns ein wenig skeptisch: viel Rampfen an der Sturzgrenze, dann fliegt ein Rucksack in hohem Bogen hinab ins Kar, was war los?

Bald sollten wir es selbst zu spüren bekommen: Wieder einmal hatte eine „besonders gute“ Seilschaft, die ihren Hakenvorrat aufbessern wollte, eine Tour rücksichtslos „ausgenagelt“. Für uns bedeutete das: Aus der Traum vom unbeschwerten Genießen! Es hieß nun, mit großer Konzentration Meter für Meter zu erklettern, einige senkrechte bis überhängende Passagen absolut frei, das heißt ohne den beruhigenden klettertechnischen Aufwand, wie er heute in solchen Touren selbstverständlich ist. Manchmal schaute ich zwischen den Beinen dem Seil nach, wie es in einem sanften Bogen, zuerst von der Wand weg, dann zum sichernden Freund hin, hinaushing. Und gerade die Beziehung zu meinem sichernden Freund – ausgedrückt in dem uns verbindenden Seil – war der tiefste Eindruck dieser Bergfahrt. Wie wichtig ist in einer solchen Anspannung ein Augenzwinkern, ein Scherzwort, eine gesummte Melodie. Seine Begeisterung über die atemberaubende Ausgesetztheit, seine ernste, hellwache Aufmerksamkeit beim Sichern verfehlten ihre Wirkung nicht: die erwartete Freiheit und Freude am Klettern stellte sich wieder ein, trotz fehlender Haken: schwierigste Passagen wurden gangbar, heikle Situationen entschärft.

Wie in einem Brennpunkt sammelt sich in der intensiven Erfahrung einer solchen Bergfahrt all das, was man an Vergleichbarem im alltäglichen Leben immer wieder erleben darf.

Ich denke an Abschnitte in meinem Leben, die erst durch einen Menschen ihr Gesicht bekamen, manchmal vielleicht sogar erst durch einen anderen Menschen durchstanden werden konnten.

Eine Seilschaft in einer Wand. Ob sie ein Bild ist für die Art und Weise, wie Gott sich das Zueinander von Menschen gedacht hat? Hat Gott uns nicht weit mehr aufeinander verwiesen, als wir es uns gerne eingestehen wollen?

Und noch einmal, sollte dieses Aufeinander- verwiesen-Sein nicht letztlich das Bild unseres Glaubens, unserer Beziehung zu Gott prägen? Ich weiß, daß mich einer hält, ja daß er schon einmal bis aufs Blut für mich eingestanden ist. Verdanken wir nicht diesem Gehaltensein die faszinierende Freiheit der Kinder Gottes?

Beispiele, Parallelen, Gleichnisse. Ist es Zufall, daß das Bergsteigen eine solche Fülle anbietet? Es fällt schwer, das anzunehmen. Berge und Offenbarung Gottes liegen auch im zwanzigsten Jahrhundert eng beieinander.

*Fred Ritzhaupt, Ravensburg*

## LITERATURBERICHT

### Bei Gelegenheit eines Buches\*

Mit diesem Buch\* müßte man über längere Zeit leben, müßte die in ihm angebotene, durch Beispiele erläuterte „psychosomatische Basistherapie“ praktiziert haben (im Augenblick dieser Niederschrift übe ich sie, mit bereits spürbarem Gewinn, erst seit drei Wochen), um es, seinem Rang angemessen, besprechen zu können. Gerafft zu informieren fällt leicht über ein Buch, das nur Information gibt. Doch in seiner meist spröden, wissenschaftlich-sachlichen, wenn auch durchwegs verständlichen Sprache durchbricht das Werk immer wieder diese seine erste Zielsetzung: zu informieren über ein zwei Jahrzehnte langes ärztlich-medizinpsychologisches Forschen und dessen Befund. Fugenlos leitet, gleitet es in die Meditation, Kontemplation wird sie.

Stachelin braucht dabei Ausdrücke – z. B. *das Trinitarische*, *inchristonieren*, *indeonieren*, *kondeonieren* – die zunächst stutzig machen. Die Vermutung mag aufkommen, die solchem Pionier-Bemühen innewohnende Gefahr, in Gnostik, in selbsterlösende Automatik abzugleiten, sei nicht ganz vermieden worden. Ein noch intensiverer Dialog mit der Fachtheologie hätte auch da und dort vorsichti-

---

\* Stachelin, Balthasar: *Der Psychosomatische Christus – eine medizinpsychologische Begründung von Gottes Wohnen im Menschen und eine Drei-Rosen-Meditation*. Schaffhausen, Novalis-Verlag. 160 S., Pappbd., DM 29,80.